



„Zum blauen Drachen.“

Von Peter Biffig.

Man geht durch das Viertel der tausend Laster in Shanghai und durch einen der seltsamen Lortwege. Hochgeschweift reckt sich das Dach in die Nacht des Ostens. Im Winde pendelt eine Papierlaterne — und diesem Orte gegenüber schwankt die große Laterne mit dem blauen Drachen vor einem geduckten Hause. Es gibt hier, wie ein Anschlag in englischer und französischer Sprache verrät, auch die scharfen Witzuren der europäischen Bars, und darum bleibt ein großer Bartisch immer den Weißen aus aller Herren Länder reserviert. Sie kommen auch alle, denn Jack Dry, wie der Wirt sich nennt, ist ein Weißer, zu dem der Europäer und der Amerikaner Vertrauen hegt, weil sie stammesverwandt sind. Die Chinesen wiederum kommen, weil Jack Dry die reglose Schweigsamkeit des Chinesen besitzt.

Wer die Freundschaft der Mongolen gewonnen hat, der erfährt endlich mancherlei. Daher weiß ich Jack Drys Geschichte richtig zu erzählen.

Manchmal kann auch ein unbeachteter Schreiber in einem Londoner Anwaltsbüro zu einem Vermögen — und dann auf recht seltsame Ideen kommen, um seine verdrängten Sehnsüchte zu erfüllen. Percival Hopkins hatte nach dem Ableben seines Onkels nichts Eiligeres zu tun, als eine Weltreise anzutreten. Rund zehntausend Pfund deponierte er für die Zukunft auf der Bank. Nicht viel weniger nahm er mit.

Auf vieles Bitten brachte ihn ein Seeoffizier ins dunkelste Shangai.

Die beiden Europäer betraten an jenem Abend die Tee-Stube „Zum blauen Drachen“. Percival begab sich zu einem diskreten Zweck aus dem Vorraum hinaus. Der Chineser führte ihn in einen finsternen Gang und eilte in die Gaststube zurück, als rechnete er nicht mit der Neugier des europäischen Nichtstuers. Dieser begab sich auf eigene Faust auf einen Streifzug durch das Haus und geriet an eine angelehnte Bombusstür, durch deren Spalt ein matter Lichtschein fiel. Fast ganz in Seide schien der Raum gehüllt. In der Mitte auf einem Lager von Postmatten lag eine zierliche, porzellanhafte Frau, reglos schlafend.

Cheon Ling, der Vater jener Schönen und Inhaber des „Blauen Drachen“ war unbedingt Chineser. Als der reiche Engländer

Abend für Abend sein bescheidenes Gasthaus beehrte und sogar Vergessen im geheimen Raume des Opiumrausches suchte, begriff er sofort.

Percival schob es seinem Glücke zu, als er mitten am Tage unbeobachtet — der Chineser hatte eine große Zahl Gäste zu betreuen — abermals in das geheimnisvolle Zimmer vordringen konnte und aufs liebenswürdigste von der Chinesin empfangen wurde. Sie saß in einem rotseidenen Kimono inmitten vieler kleiner Musikinstrumente und sang leise ein klagendes Lied. Auf seine Anrede antwortete sie in gebrochenem Englisch zunächst erschrocken; dann aber zog ein Lächeln über ihr kindliches ovales Gesicht, wie es ihn nie bisher getroffen und bezaubert hatte. In den ersten Minuten des Beisammenseins erfuhr Percival, daß Cheong Ling ungemein streng wäre, seine Tochter nur einem Chinesen zur Frau geben würde und jede ihr angetane Schande mit Blut zu sühnen bereit wäre. Der starke Baum der Fremde, um den sich ihre Sehnsucht hilflos rannte, könnte nur in der Blut des väterlichen Hasses auf alle Weißen verdoornen, wenn er sie weiterhin in ihrer Knechtschaft stützen wollte — einen Weg gäbe es vielleicht, aber . . .

Percival drang in sie. Es dauerte Tage, bis er weiteres erfuhr: Der Vater habe einen Wunsch, der ihm fast so lieb sei wie die Aprikosenblüte (die Tochter) — der Schwiegerjohn müsse Chineser sein und das Geschäft weiterführen, während Cheon Ling sich zur Ruhe setze. Nur so würde er, wenn sein großer Zorn gegen alle Fremdlinge überhaupt zu überwinden sei, einwilligen: wenn Percival chinesischer Staatsbürger würde, das Haus „Zum blauen Drachen“ kaufe und als Wirt dort wohnen bliebe. Auch dann dürfe es wohl noch einen harten Kampf kosten . . . Tränen rannen über die samtweiche Haut ihres Kindergesichts.

Cheon Ling tobte tagelang, als der Engländer um seine Tochter anhielt. Endlich gab er nach — er hatte sich durch einen chinesischen Bankier Auskunft beschafft — unter folgenden Bedingungen: erstens müsse Percival sich naturalisieren lassen, was nur unter hohen Bestechungen und Aufwand allen Einflusses möglich wäre. Hier habe er einen Paß des Matrosen Jack Dry, geboren von einer eng-

lijchen Dirne in Shanghai. Mit Hilfe dieses Papiertes ließe sich die Naturalisierung durchführen. Dann müsse sich Percival verpflichten, das Haus für sein gesamtes Vermögen zu kaufen und als Wirt weiterzuführen. Das Geld falle ihm beim Tode Cheon Lings ja wieder zu. Unter diesen Umständen glaube Cheon Ling seiner Religion gerecht werden zu können.

Drei Tage später gab es keinen Percival Hopkins mehr. Die Bank von England überwies in seinem Auftrage das Geld an einen chinesischen Bankier und der Matrose Jack Dry ließ es sich einige hundert Pfund kosten, chinesischer Untertan zu werden. Nach Verlauf einer weiteren Woche übergab Jack Dry seinem Schwiegervater das restliche Geld und erhielt eine englische Quittung über den Betrag von dreizehntausendvierhundert Pfund als Kaufsumme für die Tee-Stube „Zum blauen Drachen“, die mit dem folgenden Tage in seinem Besitz übergehe. In seiner Freude über die bevorstehende Hochzeit vermochte er kaum zu schlafen.

Frühmorgens stand er vor dem „Blauen Drachen“, un schlüssig, ob er eintreten sollte. Auf sein Pochen öffnete der stumme Diener Cheon Lings. Der Engländer setzte sich bescheiden in die Gaststube. Beim Eintreten früherer Gäste erinnerte er sich, daß nun er der Wirt sei. Immer noch ließen sich Vater und Tochter nicht blicken. Schließlich gab Jack Dry dem Diener ein Zeichen, die Gaststube zu überwachen und begab sich selbst ins Innere des Hauses, um seine Braut und seinen Schwiegervater zu suchen.

In allen Räumen lag eine breite Stille. Durch die Papierfenster siderte die Sonne. —

Als er im Zimmer der Aprikosenblüte die Unordnung erblickte und schreiend wie ein Tier in Dual durch die verlassenen Räume raste, wurde ihm plötzlich klar, wie man ihn überdöselte hatte: Darum also nur eine Quittung für das wertlose Haus, das er mit einem hundertfachen Vermögen bezahlt hatte, darum also die Naturalisierung, damit die englische Regierung nicht nur rechtlos wäre, sondern sich auch von ihm abwenden müßte, wenn er mit gefälschten Papieren ihre Hilfe anrufen wollte — darum durfte ihm nicht ein Schilling bleiben, damit er einfach nicht fort könnte aus diesem Loch, ohne

Technische Wunder im Altertum.

Von Phönix.

Hungers zu sterben! Abgelartetes Spiel der Porzellanpuppe von Frau! Recklos, mittellos — und nur durch seine eigene vertrauensselige Dummheit!

Er schlug in Stüde, was unter seine Hände geriet, warf den Stummen in weitem Bogen auf die Gasse, daß er blutüberströmt — und doch schien es: grinsend — davonhinkte, und tobte wie ein Stier. Sein Brüllen klang wie Lachen, sein Lachen wie Brüllen, und spät, als die Sternbilder alles Sehnen der Welt in die Tiefe des Firmaments zogen, als die Gäste vergeblich an der verriegelten Bambustür der Leestube und Opiumhöhle „Zum blauen Drachen“ rüttelten, will man hinter den Papierfenstern ein wimmerndes Weinen gehört haben —

Wenn die fast frauenschlanken Hände Sad Drys den Tee reichen, zuckt etwas um seinen Mund. Man weiß nicht, lächelt er über einen Seemannswitz, oder verbirgt sich ein Leid in der fast chinesischen Starrheit seines Gesichtes? . . .

Riefen der Vorzeit.

Eine prähistorische Höhle an der Riviera. Das „schwache“ Geschlecht von damals. Athleten von heute!

Nur wenige der Besucher, die den Winter in San Remo oder auf der anderen Seite der italienischen Riviera verleben, werden eine Ahnung haben, daß in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft eine der bemerkenswertesten vorgegeschichtlichen Höhlen der Welt liegt, wo Alfredo Lorenzi als wissenschaftlicher Einsiedler über eine Anzahl prähistorischer Skelette wacht, deren Studium er sein Leben gewidmet hat. Für die Bestimmung des Alters der Höhle gibt die steilabfallende Erdschicht der roten Felsen einen Anhaltspunkt, die auf der französischen Seite unter dem Namen der „Rochers Rouges“ bekannt sind. Je zehn Meter des Abstiegs nach der See bedeuten nach der Erklärung Professor Lorenzis ein geologisches Zeitalter. Sie sehen auf ein Alter von über 50.000 Jahren zurück, als die Zone noch mit Gletschern von der Höhe des Mont Blancs bedeckt war. Dann kam die Zeit, als riesige Menschen erschienen, wahre Enaktsöhne, die dem mythologischen Zeitalter der Griechen weit vorangingen.

Die Skelette in der Höhle wurden 1892 von einem kleinen Jungen entdeckt, der in die Höhle hinabgestiegen war, aber entsetzt wieder heraustrat, als er über einen Menschenschädel stolperte. Die Höhle wurde dann von Gelehrten durchforscht, und schließlich erwählte Professor Lorenzi diese und andere Höhlen zu seinen besonderen Studienzwecken. Die drei gut erhaltenen Skelette, die in der Schicht von Lehm und Salmei halb vergraben waren, wurden freigelegt und mit aller Sorgfalt in einen Glaskasten gebettet, um sie vor Verfall zu schützen. Die leeren Augenhöhlen der Schädel schäuen auf Männer und Frauen, die 20.000 Jahre nach ihnen kamen, und scheinen ihre riesigen Vorfahren zu bewundern. Das Skelett des Mannes zeigt, daß er an die 240 Meter in der Höhe maß. Die der beiden zugehörigen Frauen sind etwas kleiner, aber immer noch groß genug, um uns einen Begriff davon zu geben, daß das „schwache Geschlecht“ jener grauen Vorzeit es mit einem Athleten unserer Tage hätte aufnehmen können. Die Höhle beherbergt weiterhin Gerippe von Rhinocerosen, die viermal so groß wie die heutigen Vertreter der Art waren. Die vorgegeschichtliche Menscherrasse ernährte sich offenbar von rohem Fleisch, das sie wie die Wiederläufer gefaut haben dürften, da die Zähne sich stark abgewetzt zeigen.

Wir modernen Menschen sind leicht geneigt, mit einem gewissen Hochmut auf das, was vor uns war, herabzublicken, in dem Stolz auf unsere Errungenschaften, die uns aber bald nicht mehr so außerordentlich erscheinen, wenn wir uns in das Leben der Alten und ihrer Kultur vertiefen. Schon das Altertum hatte seine technischen Wunder. Und einer seiner großzügigsten Förderer war Alexander der Große. Seine Ingenieure und Techniker vollbrachten wahre Wunderwerke. Ein Beispiel für ihren Erfindungsgeist ist die Belagerung von Rhodus. Die stolze Festung schien uneinnehmbar über dem Meer am Felsen. Am Gestade hämmerten Alexanders Techniker. 3000 Arbeiter arbeiteten am Bau der Sturmmaschinen, von den ersten Ingenieuren geleitet. Demetrius entwarf für die ehrgeizigen Techniker die Aufgaben und beflügelte ihre Phantasie. Geschütze, Sturmböcke, Schildbächer, es galt, alles ins noch nie Dagewesene zu vergrößern. Ein unvergleichliches Ergebnis des Ehrgeizes der Techniker Alexanders war der Bau des beweglichen Turmes, der Festungsbrecher, ein viereckiger, 41 Meter hoher Holzbau in vier Stockwerken mit Treppen. Jede Seite maß eine Breite von 20 Metern. Drei Seiten waren geschlossen, die vierte war offen, doch mit verschließbaren Fenstern versehen. In jedem Stockwerk standen Geschütze, im unteren Geschütze schwersten Kalibers, oben die leichteren. Jedes Geschütz wurde von besonders ausgebildeten Artilleristen bedient, denen eine ganze Anzahl von weiteren Hilfskräften zur Verfügung standen. Dieser

„Tanz des Altertums“

stand auf Rädern. Jedes Rad war ungefähr zwei Meter hoch. Sollte der Festungsbrecher allerdings weitere Strecken über Land bewegt werden, so brauchte er dazu mehr Zeit, als sein Bruder aus dem 20. Jahrhundert. In zwei Monaten kam er auf seinen Rädern nur ein Drittel Kilometer (2 Stadien) weit vorwärts.

Ein anderes Wunderwerk war der Wagen, auf dem der Sarkophag mit der Leiche Alexanders von Babylon nach Memphis gebracht wurde. Er war ein Haus auf Rädern und hatte Ähnlichkeit mit unseren Möbeltransportwagen. Er besaß etwa vier Meter Breite und fünfzehn Meter Länge, sein Schuttdach war aus Gold, die Deckel aus Mosaik. Im Wagen stand der Sarg auf einem goldenen Götterthron, einem weit ausgebreiteten, viereckigen Aufbau, mit asiatischen Hochsitzschöpfen verziert, die zwei Hände breite Ringe hielten, aus denen ein Kranzgewinde hing. Oben am Thron war ein Läutewerk angebracht, so daß man den Wagen schon von weitem hören konnte. An den Ecken standen Siegesgöttinnen, das Dach wurde von einem Peristyl goldener Säulen jonischen Stils ge-

tragen, die von allen vier Seiten durch ein goldenes Netzwerk verbunden waren. Die Wagentür war von zwei goldenen Löwen flankiert. Auf dem Dach stand eine Viktoria, den goldenen Olivenkranz vorstreckend. Alle diese Gegenstände waren so gut befestigt, daß sie, wenn der Wagen holperte, nicht umfielen.

Das Studium der Physik, im besonderen der Mechanik, hatte bereits im Altertum überraschende Ergebnisse gezeitigt. Allein war es den Erfindern noch nicht vergönnt, für die antike Kultur, in der der Sklave die Maschine hinreichend ersetzte, ein Maschinenwesen zu schaffen, das unsere modernen Motore vorweggenommen hätte. Und doch wäre dies möglich gewesen, denn das Altertum kannte einen genialen Forscher, Ktesibios, der Schöpfer der

Automaten.

Schon Ktesibios hat den Dampf, den Luftdruck, den künstlich hergestellten, luftleeren Raum, das Vakuum in den Kolben und Kesseln seiner Maschinen benutzt. Er bewies ihr Vorhandensein durch Experimente und nutzte sie aus. Heron setzte seine Forschungen fort.

Das 20. Jahrhundert, das sich stolz das Jahrhundert der Technik nennt, muß die vielleicht für manchen seiner stolzen Jünger nicht gern anerkannte Erfahrung machen, daß ihre „altertümlichen“ Kollegen ihnen in ihrem technischen Fortschreiten in nichts nachgaben. Neben kleinen, belanglosen, technischen Spielereien, wie Siphons, die beim Druck verdrängt wurden, Bezierkannen mit hohlem Henkel, die so eingerichtet waren, daß man aus ihnen nach Belieben dem einen Wein, dem anderen Wasser, dem dritten Wein mit Wasser gemischt, einschenken konnte, Weihwasserautomaten, die beim Tempelgottesdienst magische Lichtzauber erzeugen konnten, Trompeten, die selbsttätig zum Gottesdienst in den Tempeln riefen, gab es Erfindungen, die denen unserer Zeit in nichts nachstehend, wie z. B. der sich selbst regulierende Badeofen, die Feuerspritze im Dienst des Löschwesens, die Wasseruhr mit dem beweglichen Zeiger, der Tagameter, der schon damals die Länge der Wagenfahrt von selbst angab, endlich die Wasserorgel, deren Pfeifen, wenn man die Tasten berührte, von selber tönten. Sie wurde in Konzerten vorgeführt. Auch das Marionettentheater sei nicht vergessen, ein Bühnenlasten, in dem bewegliche Puppen ganze Dramen abspielten, ob im Wasserkampf, ob im Sturm auf dem Meere. Eine solche Marionette großen Stils war auch die sitzende, hochgewachsene Frauenfigur, die in der großartigen Prozession, die Ptolemäus Philadelphus zu Ehren des Dionys veranstaltete, auf einem Wagen daherruhr, sich mechanisch von ihrem Sitz erhob und sich wieder niedersekte.

Hören ohne Ohren.

Bei vielen tauben Menschen ist der Hörnerb noch unversehrt, aber die Schörelemente, die die Schallschwingungen der im innern Ohr befindlichen Gehörsflüssigkeit zuleiten, Trommelfell, ovales Fenster, Labyrinth, sind beschädigt und können den Schall nicht weiterleiten. Es handelt sich also um die Aufgabe, die Schwingungen dem Hörnerb auf eine andere Weise zuzuleiten. Ein Amerikaner, S. B. French, hat nun einen Apparat erfunden, der auf der Beobachtung beruht, daß schwerhörige Personen Telephongespräche und den Rundfunk, der durch Hörer aufgenommen wird, recht gut vernehmen. Der neue Apparat ist auch eine Art Telephon,

doch werden diese Hörer nicht an die Ohren angelegt, sondern an die Schläfen oder andere Teile des Kopfes, so daß die Schwingungen durch Knochenleitung bis zum Hörnerb übertragen werden. Dem Erfinder gelang es so, taubstumme Kinder die richtige Aussprache der von ihnen bisher nie gehörten Laute zu lehren, so daß sich ihnen eine neue Welt erschloß.

Warum ist das Meer salzig.

Den Salzgehalt des Meeres erklärt man gewöhnlich damit, daß die ihm zufließenden Flüsse immer etwas Salz aus dem Boden auslaugen, um dieses Salz dann im Meer abzulassen. Der Leiter einer großen Beobachtungs-

station auf einer Insel im Großen Ozean gibt nun noch eine andere Erklärung. Er führt den Salzgehalt der See im wesentlichen auf die Tätigkeit der 485 bekannten feuer-speienden Berge zurück. Die Dämpfe dieser Vulkane tragen nämlich Salzsäure in die Büste, und wenn dann Regen einfällt, so wird Chlor in das

Meer hinuntergespült und dadurch der Ozean salzig gemacht. Der Gelehrte nimmt an, daß die Meere auf diese Weise jährlich 100 Millionen Tonnen Salz gewinnen. Das ist bei ihrer Größe nicht viel, aber diese Beiträge erreichen doch im Laufe ungezählter Jahre eine ungeheure Höhe.

Peterle.

Von Klaus Klauken.

Damals war er in einem Kriegsspital gelegen und ihm war der rechte Fuß und der linke Arm abgenommen worden. Eine Granate hatte ihre Feheln hineingejagt.

Der Infanterist Jakob Indig war ganz niedergedrückt und geschwächt im Bett gelegen und hatte in eine trostlose Zukunft geblickt. Denn über das große Erlebnis des Krieges war er hinweggekommen und das Stahlbad hatte ihn so gründlich gereinigt, daß er von aller Vegeisterung reingewaschen war.

Da spürte er auf seiner Decke einen kleinen Druck. Doch er war zu müde, um aufzusehen. Er griff bloß in die Richtung, und fühlte in seiner derben Hand, in der einen, die ihm noch geblieben war, eine andere. Diese andere Hand aber war ganz klein und zart; wie die Hand einer Puppe.

Er blickte verwundert auf. Da kam die Hand näher zu ihm und fuhr leicht und ganz zart über seine unrafierten Wangen. Jakob Indig riß die Augen auf und schaute verwundert in das kleine Gesicht eines Seidenaffen.

„Peterle!“ sagte Jakob Indig. Wie im Traum war ihm dieser Name zugeslogen.

Und der Affe nickte. Er blieb ruhig bei Jakob Indig sitzen und war nicht mehr fortzubringen. Es stellte sich dann heraus, daß er einen englischen Offizier gehört hatte, der seinen Verletzungen erlegen war. So waren eben die beiden zusammengelommen: der Infanterist Jakob Indig und der Seidenaffe Peterle . . .

Dann kam auch der Tag, an dem Jakob Indig, mit zwei Brothefen ausgestattet, in seine Heimat zurückkehrte.

„Ein Held!“ sagten die einen. Diese waren gesund, hatten den Krieg beruhigt überstanden.

„Ein armer Teufel!“ meinten die anderen.

Und viele sahen überhaupt fort, wenn sie ihm begegneten, denn sie hatten ein so weiches Gemüt, daß sie Brothefen nicht sehen konnten. Sie hatten meistens Kriegsanleihe gezeichnet.

Jakob Indig zog seine Uniform nicht aus. Er hatte nichts, was er gegen sie hätte eintauschen können. Und so wanderte er mit Peterle, der auf seiner Schulter saß, durch die Stadt als lebendes, überall auftauchendes Wahrzeichen einer Zeit, welche die einen als die ruhmvollste, die anderen als die grauamste und schauervollste bezeichneten. Und weil Jakob Indig mit seinem gesunden Fuß und mit seiner Brothefe zwischen zwei Lagern stand, so wurde er nirgends aufgenommen, fand nirgends Beachtung und wuchs in eine Zeit hinein, in der man verstümmelte Helden als Ballast empfindet.

Indig wußte sich einen kleinen Wertekasten zu verschaffen. Er setzte sich an eine Straßenecke, stellte den Kasten vor sich auf und begann zu drehen. Stundenlang. Und Peterle hatte die Kappe in den kleinen Händen und hüpfte den Vorübergehenden entgegen. Doch nur selten fielen kleine Münzen hinein.

„Die Menschen haben kein Herz für uns!“ sagte Jakob Indig.

Peterle nickte. Und dann zogen sie an eine andere Straßenecke.

„Wir werden verhungern müssen, Peterle, wenn die Menschen uns nicht mehr geben wol-

len!“ Müde und hungrig hob Indig den kleinen Affen auf die Schulter und lehrte in die leere und kalte Dachkammer heim. Den Wertekasten ließ er stehen. Was sollte ihm dieses Ding? Die freischwärmende Arie aus „Traviata“ brachte niemand zur Rührung . . .

Jakob Indig ging von Geschäft zu Geschäft. Er bettelte. Um eine kleine Münze, um ein Stück Brot, um einige Scheiben Wurst. Vielleicht ging es so. Doch Peterle, der wußte, daß eine Münze alles sei, während ein Stück Brot nur wenig bedeute.

Als sie aus dem Geschäft traten, zupfte Peterle seinen Freund bei den Ohren.

„Was willst du, Peterle?“

Da schob sich die kleine Hand vor und hielt unter Indigs Augen eine Silbermünze.

„Woher hast du sie?“

Angsterfüllt humpelte der Krüppel davon, denn er glaubte sich verfolgt, doch der Affe hüpfte vergnügt auf dessen Schulter herum und ließ die Silbermünze in die Tasche seines Herrn gleiten.

„Peterle, wir werden eingesperrt werden, denn du stichst!“ sagte Indig sehr besorgt, als sich dieser Vorfall bei jedem Geschäft wiederholte. Denn der Affe war im Geschäft immer von der Schulter gesprungen und hatte mit unheimlicher Sicherheit in einem unbeobachteten Augenblick die Geldlade entdeckt und seine kleine Hand hineinversenkt.

„Heute sind wir satt,“ stellte Indig abends in der Dachkammer fest. Peterle hatte eine Banane und Nüsse verzehrt und Indig hatte kräftig der Wurst und dem Brot zugesetzt, denn der kleine Seidenaffe hatte eine ganze Zahl Silbermünzen aus den Geschäften herausgeholt.

„Es wird ein schlechtes Ende nehmen mit uns, Peterle,“ meinte Indig und sah sehr trüb in die Zukunft, obwohl er sich satt fühlte. Doch tags darauf gingen sie wieder von Geschäft zu Geschäft.

„Haben Sie das Geld gestohlen?“

„Nein.“

„Wer sollte dann der Dieb sein?“

„Ich weiß es nicht.“

Indig verriet nicht den kleinen Dieb. Um keinen Preis. Wozu auch? Peterle sah vergnügt auf der Bank der Wachtube, während Indig besorgt auf den kleinen Freund blickte. Was sollte nun werden?

„Sie sind Invalide? Aus dem Weltkrieg? — Das wäre ein Milderungsgrund. Zwei Monate Arrest.“

Peterle war aus Indigs Blickfeld verschwunden. Er soll einem Zirkusbesitzer verkauft worden sein. Indig aber sah in der Zelle. Er hatte die rechte Fußprothese und die linke Armprothese abgeknallt und in eine Ecke gestellt. Nun sah er auf der Pritsche und dachte ins Leben hinaus.

An Peterle . . .

. . . und wie sie damals im Spital zusammengelommen waren . . .

Der Weg zum Erfolg.

Eine Fabel von Albert Reinide.

Zu nichts hatte es der Esel im Leben gebracht. Immer hatte er sich nur für andere geplagt und geschunden. Verdrießlich machte er sich deshalb auf den Weg, um sich in der Welt umzusehen und zu lernen, wie man zum Erfolg kommt.

Nach längerer Wanderung begegnete er einem Raben, der in seinem Schnabel einen kostbaren Edelstein trug, der im Glanz der Sonnenstrahlen wie Feuer leuchtete.

„Welche Pracht und Herrlichkeit!“ rief der Esel fast geblendet. „Sage mir, lieber Freund, wie gelangt man in den Besitz eines solchen Kleinods?“

„Durch Stehlen!“ kicherte der Rabe boshaft.

„Lehre mich, bitte, diese Kunst“, flehte der Esel.

„Unmöglich, das sind angeborene Fähigkeiten“, entgegnete der Rabe selbstbewußt und slog davon.

„Sehr schade!“ jammerte der Esel und trotete weiter.

Vor einer Linde, üppig bedeckt mit Grün, machte er halt. Raupen krochen auf den Zweigen herum und sättigten sich nach Herzenslust an den frischen, saftigen Blättern.

„Liebe Raupen“, rief der Esel, „wie gelangt man auf einen grünen Zweig?“

„Durch Kriechen!“ belehrten sie ihn.

Der Esel war bekümmert, denn Kriechen lag nicht in seiner Natur.

Bald darauf traf er den wohlgenährten Hamster, der mit vollen Backentaschen vor seinem Bau saß und ängstlich seine Schätze bewachte.

„Guten Tag, hochverehrter Herr Hamster“, grüßte ihn der Esel mit tiefer Verbeugung. „Sage mir, wie kommt man zu Wohlstand?“

„Durch Hamstern!“ antwortete dieser, und stolz zeigte er seine angehäuften Nahrungsmittel, bei deren Anblick dem Esel schier der Atem verging.

„Darf ich nicht einmal davon kosten?“ fragte der hungrige Esel.

„Wo sollte ich da hinkommen, wenn ich jeden hergelaufenen Tageieb bewirten wollte“, rief der geizige Hamster ärgerlich. „Selber essen macht fett!“

Entnützt und enttäuscht zog der Esel weiter.

Da sah er einen Apfelbaum, dessen rotbäckige, saftige Früchte ihn verlockend anschauten. Trotz aller Bemühungen war es ihm aber nicht möglich, auch nur einen zu erhaschen. Auf einem besonders schönen Apfel gewahrte er eine fette Wade, die unaufhörlich fraß und fraß.

„Liebe Wade“, rief der Esel mit lechzender Zunge, „wie bist du zu beneiden, daß du so im Ueberflus leben kannst, ohne zu arbeiten! Wie machst du das?“

„Das ist mein Geheimnis“, grinste die fette Wade und fraß ruhig weiter.

„Könnte ich es doch auch einmal so haben!“ stöhnte der Esel verzweifelt.

„Jedem ist sein Los bestimmt“, höhnte die Wade. „Esel müssen Lasten tragen!“ Und dabei blickte sie von oben herab auf ihn herab.

Da packte den Esel die Wut. In seinem Zorn schlug er mit den Hinterfüßen so wuchtig gegen den Baum, daß er in allen Zweigen erzitterte und die Früchte herabfielen, zum größten Erstaunen des Esels. Freudig fraß er sie auf mit samt den Waden.

„Bravo! Bravo!“ pfliff ein Star vom benachbarten Baume. „Siehst du, lieber Gel, jetzt kennst du den Weg zum Erfolg!“

Bekennnis.

Ich, Arbeiter, der heute noch knapp im Berkhaal steht

Und morgen vielleicht schon stempeln geht — Ich, Erbe alter Proletenmaot,

Von Schmutz, Haß und Hunger täglich bedroht — Ich glaube an die proletarische Tat!

Ich glaube an den sozialistischen Staat! Ich glaube an die Umkehr aller Verwirren der

Ich glaube an die Heimkehr aller Verirrten zur Klasse!

Ich glaube unter tausend Kämpfen und Sorgen Im schwarzen „Heut“ an ein rotes „Morgen“!

Ich glaube, solange mein Herzblut noch quillt! Ich glaube, denn ich bin zum Kampf gewillt!

Ich glaube — und das nimmt mir kein Freund und kein Feind,

Daß wir den Platz erringen, an dem auch für uns die Sonne scheint!

Lutz, ein Birker.

Die häufigsten Todesursachen.

Folgende Zusammenstellung ist das Ergebnis einer kürzlich angestellten wissenschaftlichen Untersuchung über die häufigsten Todesursachen bei den Menschen. Es sterben von je 10.000 Lebenden in einem Jahre an Tuberkulose 21,5, Krebs 20,3, Lungenentzündung 18,8, Magen- und Darmleiden 17,4, Gehirnschlag 13,1, Altersschwäche 10,8, Influenza 4,5, Rote und Bandinfektion 2,3, Masern und Röteln 2,2, Keuchhusten 2,0, Blinddarmentzündung 1,3, Diphtherie 0,9, Typhus 0,5 und Scharlach 0,2. An der natürlichsten Todesursache, nämlich an Altersschwäche, sterben demnach verhältnismäßig wenige Menschen. Tuberkulose und Krebs bilden noch immer die bei weitem häufigsten Todesursachen. Wie sehr besonders in gewissen Berufen die Tuberkulose wütet, mag aus folgender Uebersicht hervorgehen: Es sterben an Lungenleiden von 10 Tapezierern 4, von 10 Zigarrenarbeitern 6, von 10 Metallarbeitern 7 und von 10 Steinhauern 9 Menschen.

Deutsche Heil- und Wildpflanzen

Was auf Wiesen und Feldern, an Hängen und Rainen blüht und wuchert, das sind nicht nur Blumen zur Freude des Wanderers, das ist nicht nur Unkraut und Plage, nein, das sind vielfach Kräuter von wenig oder fast unbekanntem, aber darum nicht minder wirksamem Heilwert. Viel Geld wird jährlich für die Einfuhr von ausländischen Heilkräutern ausgegeben, von Heilkräutern, die vielfach nicht minder wirksam auch unser Boden trägt, die aber nur vereinzelt gekannt, nur vereinzelt gesammelt und verwertet werden. Hier liegt eine Aufgabe, die aus gesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Gründen heraus nicht unbeachtet bleiben sollte, und es ist sehr begrüßenswert, daß die Frankfurter Verlagsbuchhandlung in Stuttgart einen der führenden Fachleute auf dem Gebiete des Heilkräuterwesens, Wilhelm Wenzel, Altona, zur Herausgabe eines Buches „Deutsche Heil- und Wildpflanzen“ gewonnen hat (Preis RM. 3.—).

Nach den Anleitungen dieses Buches und den beigegebenen, sehr exakt ausgeführten Bildern kann man alle Heilpflanzen genau kennenlernen. Weiter findet man hier alle die genauen Anleitungen zum richtigen Sammeln, zum Trocknen und nicht zuletzt auch die Angaben über den Verlauf (Preisstand!) und das Verwenden der Heilpflanzen.

Wer weiß das?

In der alten Denkrichtung Chinas gilt es als vornehm, die Fingernägel so lang wie irgend möglich wachsen zu lassen; man will damit ausdrücken: „Ich brauche nichts zu tun: sehen Sie selbst: meine Hand ist unbefleckt von Arbeit, untauglich für irgend etwas Nützlich.“ Die Nägel der vornehmen Chinesen sind häufig doppelt so lang wie die Hand.

Im 12. Jahrhundert starben in Japan innerhalb von zwei Monaten infolge einer Hungersnot 42.300 Menschen — eine sehr hohe Zahl, wenn man bedenkt, wie wenig Einwohner die Staaten damals im Vergleich mit heute hatten.

Die Indianer verfahren nicht eben glimpflich mit ihren Ärzten. Ist einem ihrer Medizinmänner dreimal eine Kur mißlungen, so wird ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit selber der Prozeß gemacht.

Als älteste Stadt der Welt gilt vielfach Damaskus. Sie war schon vor den Tagen Abrahams vorhanden, und U, der Enkel des Sem, soll sie gegründet haben.

Elefanten haben eine Abneigung gegen Mäuse. Da diese Abneigung nicht in Furcht begründet sein kann, ist man jetzt zu der Ansicht gekommen, daß wahrscheinlich der Geruch der Maus dem Elefanten unangenehm ist.

Die Kugelgestalt der Erde wird bewiesen durch den überall kreisförmigen Horizont und dadurch, daß man von höherrückenden hohen Gegenständen die Spitze zuerst sieht, ferner durch die Mondfinsternis, die den Erdschatten auf der Mondscheibe stets kreisförmig zeigt. Die Erdbrehung wird bewiesen durch den täglichen Umkreisung des Sternhimmels. Der Erdbumfang beträgt rund 40.000 Kilometer. Der Erdburchmesser beträgt am Äquator rund 12.756,6 Kilometer, von Pol zu Pol rund 12.713,6 Kilometer. Der Durchmesser von Pol zu Pol ist wegen der Abplattung geringer. Die Erde ist keine vollkommene Kugel.

Die größten Schmetterlinge Europas sind der Totenkopf mit 12, und das Wiener Nacht- pfaunauge mit 15 Zentimeter Flügelspannweite; sie werden aber in Größe übertroffen von einem südamerikanischen Nachtschmetterling mit 30 Zentimeter Flügelspannweite.

Weiteres.

„Was ist denn mit der Erna passiert — die macht doch schon den ganzen Abend solch unglückliches Gesicht?“ — „Um, die hat so sehr unter ihrem Glauben zu leiden.“ — „Nanu, welchen Glauben hat sie denn?“ — „Sie glaubt, sie könne Schuhgröße 36 auf ihrem 38er Fuß tragen.“

Aus einer französischen Traurede: Die Ehe ist wie diese Schärpe. Das Rot bedeutet die glühende Liebe des Gatten, das Weiß die Unschuld der jungen Frau und das Blau, das Blau, — das Blau, wenn es grün wäre, bedeutete es die Hoffnung auf die schönen Tage, die sie zusammen verleben werden.

„Hast du dich verlaufen?“ fragte der Vorgesetzte den kleinen Jungen, der mitten im Autogewühl stand. — „Nein“, erwiderte der Kleine, „aber mein Vater hat mich stehen lassen. Er ist nämlich Professor!“

Der Lehrer bearbeitete gerade die Rehrseite eines Schülers mit dem japanischen Rohr, als sich die Tür öffnet und der Schulkat unangemeldet eintrat. Erschreckt ließ der Lehrer sein Opfer fahren. Der Schulkat tat, als habe er nichts gemerkt. „Was haben Sie Augenblicklich?“ — „K — Kopfrechnen.“ — „Nun, mein Lieber, da scheint mir, S' haben es am verkehrten Ende angefangen . . .“

„Man sollte die Wasserkräfte besser ausnützen.“ — „Lut meine Frau schon lange.“ — „Jawiefiern?“ — „Wenn sie etwas haben will, weint sie, bis sie es hat.“

Er: „Es gibt zwei Perioden im menschlichen Leben, wo ein Mann die Frau nicht versteht.“ — Sie: „Und die wären?“ — Er: „Vor und nach der Ehe.“

„Haben Sie nicht vorige Woche gesagt, diesen Hut kann man zerknüllen, zusammenrollen, in die Tasche stecken, ja sogar unter ein Auto legen?“ — „Gewiß, aber ich habe nicht behauptet, daß der Hut das aushält!“

„Mama, Leonhard geht für mich durchs Feuer“, beteuert Fräulein Hilde hingerissen der Mutter. „Wart's ab, bis es wirklich mal brennt“, antwortet die Mama kühl.

Aus einem Klassenbuch. „Der Schüler Gottlieb Schule erhält zwei Stunden Karzer, weil er die Stimme des Herrn Direktors nachgeahmt und wie eine Ziege gemekert hat.“

Schach-Ecke.

Alle Aufschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Teplitz-Schdnau.

Schachaufgabe Nr. 151.

Von Josef Schöpka, Eidlitz.

Schw.: K14; T12; Lb1; Sd3; Bz8, z5 (6).



Weiß: K18; De6; Tb3; Lb8, e2; Se5, f5; Bc4 (8). Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Genossen Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 148: Td2—g2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Franz Frank, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Malda; Dinneberg Emil, Tetschen; Böhm Heinrich, Jonsbach; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Olbert Ernst, Domina; Hyna Josef, Hostomitz; Mildorf Adolf und Dölnert Max, Tischnau; Pöpperl Theo, Auperschn; Triltsch Gustav, Wisterschan.

Allen Schachsektionen zur Kenntnis!

Die Schachpartienleiter werden aufgefordert, unverzüglich in ihren Sektionen die Vereinsturniere einzuleiten, da bis Jahreschluß dieselben beendet sein müssen. Zwecks Teilnahme auf der Bezirksmeisterschaft Meldung bis 15. Jänner 1934. Bezirksmeisterschaft vom 1. Feber bis 15. April. Meldung an den Kreis bis 1. Mai. Kreismeisterschaft vom 1. Juni bis 15. September. Event. Landesmeisterschaft im Oktober.